

Rückblick auf unsere "Landi"

Autor(en): **Arnet, Edwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **121/122 (1943)**

Heft 14: **60 Jahre: 1883-1943**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

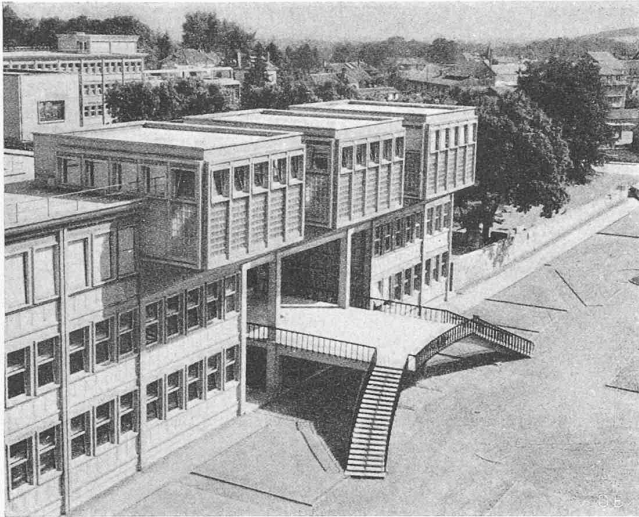
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-53067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Universität Fryburg. Gleiche Aufgabe in kultivierter Lösung (1941)

An der Eidg. Landesbibliothek in Bern garantiert die axialsymmetrische Gruppierung der Baumassen eine gewisse Monumentalwirkung, an mehreren Grossbauten der letzten Jahre, so zum Beispiel am Kollegiengebäude der Universität Basel wird ein Monumentaleffekt durch eine gewisse Pathetisierung der Eingänge und eine zwar technisch-schlichte, aber wirksame Verengung des Dachüberstandes angestrebt. Auch ornamentale Massnahmen, die freilich nicht als solche erscheinen sollen, sondern sich gerne als quasi-technische Gitterungen geben, werden zur Steigerung des Eindrucks und zur Reduktion des Masstabs beigezogen — so beispielsweise im Kongresshaus Zürich und — in reicherer Entfaltung — in der Landesausstellung 1939.

Eine bestimmte Richtung hat sich aus diesen tastenden Versuchen, über die technische Formgebung hinauszukommen, aber noch nicht stabilisieren können. Diese Versuche werden noch gleichsam mit schlechtem Gewissen unternommen und als halbe Rückfälle in vor-technische Zeiten aufgefasst, und von Seiten des technischen Materialismus als solche bewusst diskreditiert. Noch beherrscht die materialistische Propaganda das Feld mit ihrer Forderung, überhaupt keine andern Verpflichtungen eines Bauwerkes gelten zu lassen, als die Erfüllung materiell-technischer Anforderungen. Wer aber nicht auf diesem Boden steht, wird sich klar machen müssen, dass es gerade nicht auf die Gleichschaltung aller Bauaufgaben in der Richtung auf die technischen ankommt, sondern auf ihre Differenzierung. Je mehr sich die technischen Aufgaben auch in ihrem architektonischen Ausdruck auf das Ausschliesslich-Technische spezialisieren und spezialisieren dürfen, desto nötiger ist es, die andern Aufgaben von den technischen auch im formalen Ausdruck abzuheben. Wer in einem technisch durchrationalisierten Betrieb seinem Verdienst nachgeht, hat keineswegs das Bedürfnis, auch noch sein Privatmilieu formal diesem Betrieb anzugleichen — ganz im Gegenteil, er sucht in seiner Wohnung die Befriedigung der Gefühlsbedürfnisse, die am Arbeitsplatz mit Recht schweigen müssen. Für den aus bürgerlichem Milieu stammenden Architekten oder Intellektuellen hat umgekehrt die Formenwelt der Technik den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen, den er ästhetisch würdigt, und das verführt ihn zu dem Missverständnis, das Technische müsse auch für alle andern Zeitgenossen diesen Reiz haben.

Sofern der Eindruck des Monumentalen — also des Feierlichen und Grossartigen — nicht einfach durch Massenfaltung erzwungen werden soll, was leicht zu erreichen, aber essentiell barbarisch ist, kann er nur durch Differenzierung der Baukörper erreicht werden, und das führt unweigerlich in die Nähe der klassischen Formentradition, um so mehr, als sich nur in dieser jene symbolische Bezugnahme auf die kulturelle Tradition Europas ausdrücken lässt, die insofern in jedem Bedürfnis nach Monumentalität enthalten ist, als Monumentalität ihrem Wesen nach auf zeitlose Dauer, auf Anknüpfung an die Vergangenheit abzielt. Dieser Zusammenhang ist bei uns bisher nur wenigen Architekten klar geworden; man wehrt sich dagegen unter dem abschreckenden Beispiel ausländischer Staatsbauten, deren Neuklassizismus von dieser Erkenntnis einen allerdings hemmungslosen Gebrauch macht, insofern er darauf verzichtet, eine klassische Stilhaltung mit den

auch ästhetisch ausgewerteten Mitteln der technischen Modernität neu zu entwickeln — wie dies das eigentliche Problem wäre. Dass dieses moderne Monumentalproblem von Auguste Perret beispielhaft in Angriff genommen wurde, ist noch viel zu wenig erkannt worden; die im Stil von Perret abhängigen Universitätsbauten in Fryburg sind gewiss in vielen Hinsichten problematisch, in diesem einen Punkt aber, in ihrer mutigen Auseinandersetzung mit dem Monumentalproblem, gehören sie zu den lehrreichsten Ergebnissen der letzten Jahre.

Den angedeuteten Problemen gegenüber sind die Architekten der nordischen Staaten viel unbefangener, man setzt sich dort aktiver mit der klassischen Formentradition und mit der Tradition überhaupt auseinander, wodurch die modernen Bauten dort etwas Freieres, Grosszügigeres haben als das meiste bei uns, wo der mehr oder weniger sanfte Druck unserer Werkbund-Dogmatiker jede Entwicklung nach einer andern als nach der technisch-materialistischen Seite mit Vorbedacht lähmt. Was zur bedauerlichen Folge hat, dass die ganze Auseinandersetzung mit der nationalen Tradition in die Niederungen eines kommerziell ausgebeuteten «Heimatstils» abgedrängt wird, weil sich die guten Architekten nicht damit zu befassen wagen. In Finnland hat Alvar Aalto den Sauna-Anbau an sein pointiert-modernes Wohnhaus Gullichsen auf alt-finnische Art mit Rasenmotten gedeckt, und auch sonst traditionelle Elemente geistreich-spielerisch in den modernen Zusammenhang einbezogen, sodass sie keineswegs als «Heimatstil» im misslichen Sinn, das heisst als historisierende Fremdkörper wirken. Ein moderner Architekt, der sich bei uns dergleichen Unbefangenheiten gegenüber der einheimischen Tradition erlauben wollte, hätte alle Aussichten, als Verräter an den Idealen des konsequenten Materialismus gesteinigt zu werden.

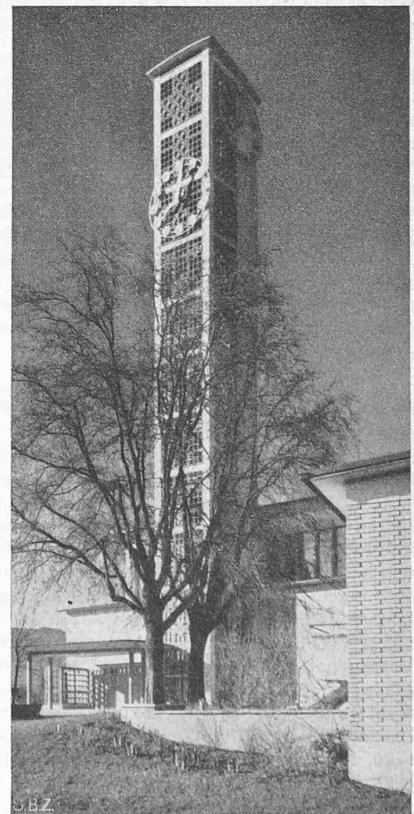
Doch wird sich die Entwicklung nicht aufhalten lassen. Die junge Generation wird die Türen wieder aufmachen, die die ältere — groteskerweise noch immer und unentwegt unter der Parole der «Lebendigkeit» — versperrt zu halten sucht, sodass es in abermals zehn Jahren vermutlich nötig sein wird, auf die grossen Verdienste dieser Generation der Zwanziger- und Dreissigerjahre hinzuweisen, wie es heute nötig ist, einer undankbaren Nachwelt die Pionierarbeit des Jugendstils in Erinnerung zu rufen.

Peter Meyer

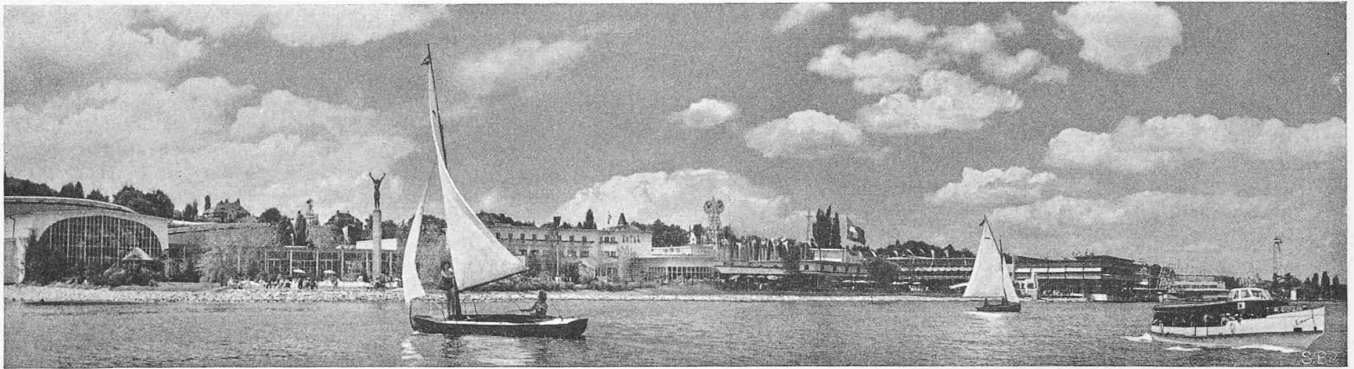
Rückblick auf unsere «Landi»

Die Schweiz. Landesausstellung 1939 ist, wie noch keine Ausstellung, zum Volkserlebnis, zum unvergesslichen Festtag unseres Volkes geworden. Die

Männer und Frauen, die sie vorbereiteten und durchführten, haben von allem Anfang an mit ihr eine machtvolle Manifestation unserer Art und Eigenart schaffen wollen. Aber das Werk ist im allerbesten Sinn Allen über den Kopf hinausgewachsen und zu etwas geworden, das grösser und bedeutungsvoller war, als man es bei der Planung sich vorzustellen gewagt hatte: Aus einer festlichen Ausstellung wurde schliesslich eine Veranstaltung von fast staatskultischer Bedeutung. Die demokratische Arbeitsweise der Fachgruppen, der hohe Stand unserer Ausstellungsarchitektur, der für Werbung und kunstgewerbliche Gestaltung so fruchtbare Zürcher Boden und die herrliche landschaftliche Einbettung... das alles hat geholfen, aus der Ausstellung so etwas



Kirche Zürich-Altstetten (1941)



wie eine optische Definition des Schweizertums zu machen. Wir standen am Vorabend grosser Ereignisse, wir fühlten die Gefahren, die nicht nur unserem materiellen Staat, sondern dem schweizerischen Menschen überhaupt drohten. Um etwas zu verteidigen, muss man sagen können, worin dieses Etwas besteht. Während andere Staaten ihre Ideologien durch Fanfaren, Propagandaministerien, Volksmanifestationen usw. fast zu einem Schlagern gemacht haben, den jedes Kind herzusagen versteht, wären Hunderttausende von Schweizern in einer Prüfung mit der Examensfrage: «Was ist Schweizertum? Was ist der schweizerische Mensch?» durchgefallen. In diesem allerwichtigsten Augenblick hat uns die Landesausstellung zur Selbstbesinnung und Kopferklärung gezwungen. Wer von uns denkt nicht an jenes Vorstadium der Ausstellung zurück, da man in ungezählten Komitees und Zirkeln über die Grundlagen unseres Staates, unserer Geschichte, unserer Wissenschaft, unserer Kultur, unserer Art und Eigenart diskutierte! Ehe man jene gültigen, packenden Symbole der Höhenstrasse, den die Vielfalt unseres Staates sichtbarmachenden Fähnchenwald, den Raum mit den drei Kreuzen der politischen, der religiösen und der humanitären Schweiz usw. fand, mussten wir ideologiescheuen Schweizer zuerst familiär zusammensitzen, um uns jene Dinge bewusst werden zu lassen und zu diskutieren, die mancher nur gefühlt, aber viel zu wenig gewusst hat. Der Zwang, für schweizerische Dinge sichtbare äussere Symbole zu finden, hat uns allen gut getan. Diese Denkarbeit gehört zum Allerwertvollsten der ganzen Ausstellung. Die Schweiz hat keine bessere Volkshochschule besessen. Wir sassen in ungezählten Komiteesitzungen (man nannte unsere Frauen zu Hause die Ausstellungs-Witwen, weil sie uns an die LA verloren hatten); wir trugen Ideen zusammen, wir prüften vieles und verwarfen manches. Leute, die sich sonst nicht leiden mochten, mussten am gleichen Tisch zusammensitzen. Es gab innerhalb der Ausstellung einen konfessionellen und einen sozialen Frieden. Gruppen, die sich sonst beföhdet hatten, erwiesen sich als die tolerantesten Verhandlungspartner. Man *redete* miteinander. Vertreter der städtischen Kultur und Vertreter der ländlichen Bodenständigkeit kamen zusammen und jeder ahnte die Richtigkeit der Welt des andern. Im Interesse dieses Gemeinschaftswerkes wurden soziale Kämpfe freundschaftlich vertagt. Kein Diktator befahl, und trotzdem arbeiteten alle diszipliniert auf *ein* Ziel hin. Man war ein grosses Kollektiv, und trotzdem hatte jeder die Möglichkeit, seine persönlichsten Ideen zu realisieren.

Und siehe, es gab eine *menschliche* Ausstellung. Ihr Inhalt war ebenso intim wie ihre Form. Das Pathos fehlte, sogar auf einen grossen offiziellen Eingang mit repräsentativer Pforte hatte man verzichtet. Es gab keine verlogenen Gipsfassaden, keine Phrasen. Die Architekten ordneten ihre Hallen der Landschaft, dem Ufer, dem Baumhain ein. Bäume wuchsen durch Böden hindurch. Man hatte den Mut zur Anmut: Die Ausstellungsstadt wurde eine Gartenstadt¹⁾. Das Eröffnungsgemälde von Bodmer auf der Höhenstrasse brachte keine historische Darstellung: Menschen stehen am Sonntagmorgen am Gartenhag und singen. Man sah in der ganzen Ausstellung keine aufdringliche Werbung. Die Industrie wies im Rahmen einer sinnvollen Thematik sehr seriös auf die Qualität ihrer Produkte hin. Ob schon es eine städtische Ausstellung war: Sie wollte das Leben nicht in Vitrinen einfangen, und so durften sich Stadtkunst und Landkunst lebendig äussern in Festspielen, Umzügen der Kantone, Konzerten und Theateraufführungen. Die Landwirtschaft ergänzte ihre Tabellen und Geräthallen mit einem fast wirk-

lichen Dorf, in dem gemolken, gehirtet, gebuttert, gezecht und gesungen wurde.

Ausländer aus Staaten des «vivere pericolosamente» kamen und fühlten sich in dieser «menschlichen Ausstellung» offensichtlich wohl. Sie lasen den Spruch Pestalozzis: «*Wahre Menschlichkeit ist schöner als alle Schönheit der Erde*» und fühlten, dass dieser Satz das von allen schweigend vereinbarte Motto der ganzen Ausstellung war, dieser Ausstellung, die zur richtigen Stunde gekommen ist, die zehn Propagandaministerien aufwog und in der heiklen Stunde den Defaitismus mit wahrhaft vornehmen Mitteln bekämpft und unser nationales Bewusstsein gehoben und gestärkt hat. Sie bleibt uns Allen unvergessen.

Edwin Arnet

Die Schweizerische Landesplanung

Von Arch. Dr. h. c. ARMIN MEILI, Zürich

Am 26. März 1943 ist in Zürich der Grundstein zur «Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung» gelegt worden. Diesem Gründungsakt, zu dem Kantone, Gemeinden und Bundesämter und eine Reihe von Wirtschafts- und Fachvertretern erschienen waren, haben auch die Ingenieure Bundesrat Dr. K. Kobelt und der Del. für Arbeitsbeschaffung, Dir. O. Zipfel beigewohnt. Bevor ich die Organisation dieser neuen Vereinigung bespreche, möchte ich auch an dieser Stelle ein paar allgemeine Gesichtspunkte kurz erörtern.

Was ist Landesplanung? Die kurze Umschreibung lautet: Die Planung und Nutzung von Grund und Boden. — Unser Land gliedert sich in seiner Beschaffenheit in produktive und unproduktive Gebietsteile; beide werden von der Nutzung erfasst und gehören in das Aufgabengebiet der Landesplanung, da auch die unfruchtbaren Landschaften des Hochgebirges zur Gewinnung der elektrischen Kraft und zur Erschliessung von Verkehrslinien herangezogen werden. Wenn also im Rahmen dieser Betrachtungen eine begriffliche Ausscheidung vorgenommen wird, darf sie nicht örtlich verstanden werden. Die vier Elemente der Landesplanung finden sich einzeln in allen Regionen und Talschaften, nämlich:

1. Der Nährraum dient der Urproduktion. Hier handelt es sich um diejenigen Landschaften, die der Viehzucht, dem Ackerbau, der Waldwirtschaft, der Jagd und Fischerei, der Kraft- und Wasserwirtschaft, dem Bergbau zugewiesen bleiben müssen.
2. Der Produktionsraum kennzeichnet die Gebietsteile, wo Industrie und Gewerbe ihre Tätigkeit entfalten.
3. Der Verkehrsraum bedeutet diejenige Fläche, die von Strassen, Bahnen, Wasserwegen, Hafenanlagen, Flugplätzen, Hochspannungsleitungen usw. eingenommen wird.
4. Die Wohnfläche umfasst zusammenhängende oder einzelne städtische und ländliche Siedlungen, also die Stadt, das Dorf, das Gehöft.

Landesplanung sowohl als Regionalplanung sind bei uns noch neue Begriffe, dagegen ist uns der Stadtbau oder die Stadtplanung (Urbanisme) vertrauter.

Welches sind die Folgen planlosen Stadtbaues?

1. Wirtschaftlich wirkt sich dieser Mangel auf eine Verteuerung der Lebenskosten, die Erschwerung der Lebensmittelbeschaffung und das Ansteigen der Verwaltungskosten aus.
2. Hygienische Folgen. Die Grosstädte verhindern den nötigen Sonnenzutritt, sie gestatten keine ausreichende Lüfterneuerung. Auch die Trinkwasserversorgung begegnet Schwierigkeiten. Sodann fordern der Lärm und der Verkehr zu viele Opfer.
3. Oekonomische und soziale Folgen. Die Ernährung der Einwohner wird erschwert. Eigengärten würden die Versorgung mit Nahrungsmitteln entlasten und den Familien eine gesunde und die Moral hebende Freizeitbeschäftigung im Garten ver-

¹⁾ Siehe unsere Berichte in Bd. 112, S. 109*, 118; Bd. 113, S. 113*, 211*; Bd. 114, S. 125*, 203* u. a. m. Red.